

ALEKSANDRA CHYLEWSKA-TÖLLE / ALEXANDER TÖLLE

Spuren eines Vielvölkerstädtchens. Das polnisch-ukrainisch-jüdische Zolkiew der Salcia Landmann (*Erzählte Bilderbogen aus Ostgalizien*)

Tekst *Erzählte Bilderbogen aus Ostgalizien* autorstwa SALCII LANDMANN jest przykładem prozy autobiograficznej Żydów galicyjskich, którzy wyemigrowali na Zachód. Znana judaistka, która poprzez swoją twórczość przyczyniła się do popularyzacji wymarłego języka i kultury ludności żydowskiej z dawnej Galicji, w oparciu o wspomnienia i własne poszukiwania konstruuje swoje miasto rodzinne Żółkiew. Analiza tekstu ukazuje typowe dla wschodnio żydowskiej literatury wspomnieniowej elementy i ukazuje wpływ, jaki na późniejszą publicystyczną twórczość autorki miało życie codzienne Żydów w tym wielonarodowym, galicyjskim miasteczku.

Erzählte Bilderbogen aus Ostgalizien der SALCIA LANDMANN gehört zum autobiographischen Schrifttum der in den Westen gegangenen Ostjuden. In ihnen lässt die renommierte Judaistin, die ihr Wirken insbesondere der versunkenen Sprache und Kultur des Ostjudentums gewidmet hat, ihre Geburtsstadt Zolkiew als auf überlieferten Erinnerungen und Recherchen beruhendes literarisches Konstrukt entstehen. Die Analyse des Werkes bringt zum einen typische Merkmale der ostjüdischen Erinnerungsliteratur zum Vorschein und gewährt zum anderen Einblicke in den das spätere publizistische Anliegen der Autorin nachhaltig prägenden Einfluss des jüdischen Alltagslebens in einem galizischen Vielvölkerstädtchen.

Erzählte Bilderbogen aus Ostgalizien by SALCIA LANDMANN is part of the autobiographic literature of the Eastern Jews who immigrated to the West. In this series of pictures the renowned expert in Jewish studies, who dedicated her work to the sunken language and culture of the Eastern Jewry, literarily constructs her birth city on the basis of transmitted memories and her own research. The analysis of this work reveals typical features of the Eastern Jewish memory literature and allows insights into the Jewish everyday life in the Galician multiethnic town, which proved to be formative for the author's later writings.

Das kleine ukrainische Provinzstädtchen Zolkiew mit seinen kaum 14.000 Einwohnern, gelegen im Hinterland der Metropole Lemberg im wirtschaftsschwachen ukrainisch-polnischen Grenzraum, ist auf besondere Weise durch literarische Zeugen seiner Geschichte sowohl im polnisch- als auch im deutschsprachigen Raum ein bekannter Ort. Die Stadt hat heute eine fast ausschließlich ukrainische Bevölkerung mit einer kleinen polnischen und russischen Minderheit. Bis zur Katastrophe des Zweiten Weltkriegs und seinen Folgen hingegen war die Stadt über Jahrhunderte multiethnisch geprägt. In ihr lebten neben einzelnen Deutschen, Italienern, Tartaren und Armeniern vor allem die drei großen Gruppen der Polen, der Juden und der Ukrainer zusammen, die ihre Stadt entsprechend *Żółkiew* (poln.), *Zholkva* (jidd.) und *Zhovkva* (Жовква; ukr.) nannten. Letzterer ist seit 1991 auch der offizielle Stadtname, der zu sowjetischer Zeit seit 1951 Nesterov geheißen hatte. Dem polnischsprachigen Leserkreis ist die Stadt vor allem durch die berühmten Liebesbriefe Jan III. Sobieskis an seine geliebte „*Marysieńka*“, die von ihm 1655 geheilichte französischstämmige Maria Kazimiera d’Arquien, ein Begriff (vgl. SOBIESKI 1962). Diese Briefe, deren Sammlung ein bedeutender Bestandteil der polnischen Literatur ist, sind überwiegend in Zolkiew, dem Sitz der Sobieskis, entstanden. Entsprechend kommt Zolkiew auch in einer Reihe von polnischen literarischen Werken vor, die sich mit dem Leben von König Jan III. Sobieski beschäftigen und die vor allem in der Zeit zwischen den Weltkriegen verfasst wurden, als Polen als Staat wiedererstand und das Interesse an der Beschäftigung mit der nationalen Geschichte entsprechend groß war. Dazu gehören heute meist vergessene Werke von geringem literarischem Wert, in denen in der Regel der „Held von Wien“ gepriesen wird (ŚLIZIŃSKI 1979:159). Als wertvolle Werke gelten hingegen *Marysieńka Sobieska* von Tadeusz Boy-Żeleński, ein erstmals 1937 erschienener psychologischer Roman über die Beziehung zwischen dem König und seiner Frau, sowie *Trembowla* von Zofia Kossak-Szczucka, ein 1939 erschienenes Werk, das die relativ geringe Distanz zwischen Jan III. Sobieski und seinem Volk, von dem er bewundert und geachtet wird, behandelt (ŚLIZIŃSKI 1979:154).

Vor einem ganz anderen Hintergrund hingegen gelangte Zolkiew im deutschsprachigen Raum zu literarischer Bekanntheit. Denn mit dem 1975 im Franz Ehrenwirth Verlag in München erschienenen Episodenband *Erzählte Bilderbogen aus Ostgalizien* – dem Gegenstand der vorliegenden Betrachtung

tung – hat die jüdische Publizistin Salcia Landmann¹ ihrer Geburtsstadt Zolkiew ein literarisches Denkmal gesetzt. Das zum deutschsprachigen autobiographischen Schrifttum der in den Westen gegangenen Ostjuden gehörende Werk ist ein Dokument, das über das Zusammenleben der Polen, Ukrainer und Juden in einer galizischen Kleinstadt in der ersten Hälfte des 20. Jhd.s aus der Sicht einer von dort stammenden jüdischen Bewohnerin berichtet. Zum Zeitpunkt seiner Erstveröffentlichung stellte es für das breite deutschsprachige Lesepublikum – auch die germanistische Wissenschaft begann gerade erst, sich des Themas „Galizien“ anzunehmen (LIPÍŃSKI 2000:314) – das wohl einzige und noch dazu im handlich-preisgünstigen Format herausgegebene Werk zu dieser versunkenen und faszinierenden Kulturlandschaft dar. *Erzählte Bilderbogen aus Ostgalizien*, einschließlich mehrerer Neuauflagen, war ein publizistischer Erfolg mit großer Breitenwirkung.² Landmann gebührt so das Verdienst, auf ihre Art diese Welt dem Vergessenwerden entrissen zu haben, die zusammen mit dem Habsburgerreich untergegangen war und deren multiethnisches Erbe mit den Massenmorden und -vertreibungen des Zweiten Weltkrieges fast spurlos beseitigt worden ist; zudem lag das Gebiet zum Erscheinungszeitpunkt der *Bilderbogen* aus westlicher Sicht praktisch unzugänglich hinter dem Eisernen Vorhang. Darin spiegelt sich das große Ziel ihres gesamten literarischen Schaffens wider, das dem Aufrechterhalten der Erinnerung an das vom Morden des nationalsozialistischen Rassenwahns ausgelöschte jüdische Leben in seiner kulturellen Vielschichtigkeit und seinem Reichtum gewidmet war. Sie wollte damit auch

¹ Salcia Landmann kann zweifellos als eine der renommiertesten, aber auch streitbarsten Judaistinnen bezeichnet werden und widmete ihr publizistisches Wirken der intensiven Erforschung der jüdischen Geisteswelt und insbesondere der versunkenen Sprache und Kultur des Ostjudentums. Ihr Werk *Der jüdische Witz – Soziologie und Sammlung* (1960) erreichte eine Millionenaufgabe und wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt; diesem folgten neben religionswissenschaftlichen Werken zahlreiche weitere breitenwirksame Publikationen zu jüdischen Spruchweisheiten und Kochrezepten ebenso wie zur jiddischen Sprache, insbesondere das Werk *Jiddisch – Das Abenteuer einer Sprache* (1962). Zudem hat sie verschiedene Erzählungen, unter anderem von Scholem Alejchem, aus dem Jiddischen übersetzt und kommentiert herausgegeben.

² Geringfügig überarbeitete Neuauflagen wurden 1983 unter dem Titel *Erinnerungen an Galizien* beim Limes Verlag München/Wiesbaden und zugleich als Lizenzausgabe im Knauer Taschenbuchverlag München sowie 1995 unter dem Titel *Mein Galizien* im Münchener Herbig-Verlag herausgegeben. Alle Zitate im vorliegenden Artikel beziehen sich auf die Erstausgabe.

das „fremd-bedrohliche“ Bild der Ostjuden, wie es zum Teil von der Literatur der Zeit zwischen den Weltkriegen gezeichnet worden war, differenzieren (vgl. SAUERLAND 1996).

Mit ihrem Werk beschwört Landmann nach ihren eigenen einleitenden Worten Bilder aus der vergangenen Welt ihrer Kindheit wieder herauf. Diese Welt war Galizien, „ein Gebiet, dessen Fruchtbarkeit und landschaftliche Schönheit sich auch heute nicht verändert haben, dessen kulturelle und völkische Mannigfaltigkeit inzwischen jedoch restlos verschwunden ist“ (LANDMANN 1975:10). Dabei reflektiert die 1911 in Zolkiew als Tochter von Israel und Regina Passweg Geborene Erzähltes und Kolportiertes von Familienmitgliedern und Freunden ebenso wie Recherchiertes; einerseits werden authentische Familiengeschichten erzählt, andererseits eine ganze Reihe von Sekundärquellen, von Briefen über einen Reiseführer bis zu literarischen Texten sowie von manchmal nicht näher bezeichneten Dritten überlieferte Anekdoten und Berichte angeführt. Dazu kommen allgemeine analysierende Betrachtungen über das jüdische Leben in Galizien. Diese *Bilderbogen* über das habsburgische Galizien umfassen zudem zeitlich auch Betrachtungen, die weit in die Zeit der polnischen Adelsrepublik zurückreichen, und solche, die das Leben während der II. Polnischen Republik und die schreckliche Tragödie des Holocaust sowie die Folgen des Zweiten Weltkriegs darstellen. Der biographische Grund für diese Mixtur von verwendeten Quellen besteht darin, dass Landmann bereits im Alter von sechs Jahren, mit dem Ende des Ersten Weltkriegs, zu ihren Eltern in die Schweiz emigriert ist. Diese waren dorthin aus dem südöstlich von Lemberg gelegenen Geburtsort des Vaters, Rohatyn, bereits kurz nach Ausbruch des Krieges geflüchtet und hatten ihre Tochter in der Obhut der in Zolkiew lebenden Großeltern mütterlicherseits, Hersch und Sabine Gottesmann, zurückgelassen. Landmann sollte nie in ihre Geburtsstadt zurückkehren und verbrachte ihr ganzes Leben in der Schweiz, wo sie 2002 in Sankt Gallen verstarb. Die *Bilderbogen* sollen im Folgenden daraufhin untersucht werden, wie Landmann das Vielvölkerstädtchen Zolkiew und insbesondere das Zusammenleben der jüdischen mit der polnischen und der ukrainischen Bevölkerungsgruppe dort literarisch rekonstruiert hat.

Wurzeln der Stadtgeschichte

In den *Erzählten Bilderbogen aus Ostgalizien* unterscheidet LANDMANN (1975:65) ihre Geburtsstadt – „so herrlich im Barockstil aus Stein erbaut“ – explizit vom Typ des armseligen ostjüdischen „Städtels“. Dies liegt in der besonderen Geschichte Zolkiews als private Stadt polnischer Adelsfamilien

begründet, die sich in Landmanns Erzählungen in mehreren Punkten widerspiegelt. Die Stadt entstand als geplante Idealstadt-Gründung am Ort des erstmals 1395 erwähnten Dorfes Winniki, das 1560 mit weiten Ländereien in den Besitz des Vaters des Hetmans Stanisław Żółkiewski überging. Der Hetman entschloss sich zur Gründung der Żółkiew genannten, befestigten Residenzstadt des Adelsgeschlechts an diesem Ort (GAŚIOROWSKI 2001:27), der 1603 vom polnischen König Zygmunt III. Waza das Magdeburger Stadtrecht, verbunden mit Messeprivileg und Marktrecht, gewährt wurde. Dass es trotz des diesem Recht eigentlich immanenten Ausschlusses der jüdischen Bevölkerung von den den übrigen Stadtbürgern gewährten Garantien (der persönlichen Freiheit, des Eigentums, der Unversehrtheit von Leib und Leben und der geregelten wirtschaftlichen Tätigkeit) zum Entstehen einer prosperierenden und geschätzten jüdischen Gemeinde in Zolkiew kam, ist vor allem einem sehr konkreten wirtschaftlichen Kalkül des Stadtgründers geschuldet. Während die ursprünglich ansässige Bevölkerung aus Polen und Ukrainern bestand, wurde vom Hetman Żółkiewski eine gezielte Anwerbungspolitik betrieben, um ein schnelles Wachstum seiner neuen Residenzstadt durch die Ansiedlung von Armeniern sowie hauptsächlich von Juden zu erreichen. Diese Gruppen galten dem Hetman als Garanten für Wohlstand und wirtschaftliche Entwicklung, vor allem durch Handwerk und Handel. Insbesondere viele aus Lemberg stammende Juden ließen sich in Zolkiew nieder, da die geographische Nähe es ihnen ermöglichte, ihre dortigen Geschäfte weiter zu unterhalten. Entsprechend begründet LANDMANN (1975:54) das Interesse auf Seiten des polnischen Adels im 17. Jhd. am Zuzug von Juden denn auch wie folgt: „Die gewerbetreibenden Juden sollten hier, im wirtschaftlich und sozial zurückgebliebenen Osteuropa, den einstweilen noch sehr schwach entwickelten Dritten Stand ergänzen, teilweise auch erst bilden.“ Die Juden waren „nicht als ungebetene Gäste, sondern auf ausdrückliche Einladung gekommen“ und genossen „die Sympathien der Adelsherren“ (LANDMANN 1975:56).

Einige Jahre nach dem Tod des Hetmans Żółkiewski, der mit seinem Sohn zusammen 1620 im Kampf gegen die Türken fiel (LANDMANN 1975:55), geht Zolkiew zunächst in das Eigentum des Vaters von Jan Sobieski und schließlich 1661 des späteren polnischen Königs und berühmten siegreichen Feldherrn der Schlacht von 1683 gegen die Türken bei Wien über. Dazwischen lag der Kosakenaufstand gegen die polnische Krone von 1648 unter dem berüchtigten Anführer Bogdan Chmielnizki. LANDMANN (1975:50) betont an einer Stelle, dass sowohl bei den Juden als auch bei den „gebildeteren Polen“ die Erinnerung an die „Juden- und Polenmassaker“ unter Chmielnizki noch

nach über 200 Jahren sehr lebendig waren. Jan Sobieski wurde 1676 zum König gekrönt. Für zwanzig Jahre, bis zu seinem Tod 1696 in Wilanów, wurde Zolkiew so zum Zentrum des politischen und kulturellen Lebens der polnischen Adelsrepublik (GAŚIOROWSKI 2001:51); dies war zugleich die prosperierendste Epoche der Stadtgeschichte. „Zolkiew nahm stufenweise den Charakter einer wahrhaftigen europäischen Hauptstadt an. Der Ruhm der Maler und Bildhauer aus Zolkiew verbreitete sich weit über die Grenzen des Königreiches hinweg.“ (IVANOV 2004) Unter Jan Sobieski erlebte auch die jüdische Gemeinde von Zolkiew ihre Blütezeit. Sie konnte sich ohne jede Einschränkung entwickeln, den Bau ihrer Synagoge vollenden, und ihre Mitglieder profitierten überdurchschnittlich von den finanziellen Privilegien, die der König zum Ausbau und zur Verschönerung seiner Residenzstadt gewährte (GAŚIOROWSKI 2001:119). Die neuen prächtigen Arkadenhäuser am Markt waren etwa fast ausschließlich von wohlhabenden Juden bewohnt; wie LANDMANN (1975:96) formuliert, „[...] hatte König Jan Sobieski die Häuser für seine Juden mit herrlichen hohen Arkaden und Räumen bauen lassen.“ Zudem ist überliefert, dass Sobieski in Zolkiew häufig zugunsten von Juden bei Streitigkeiten mit Christen intervenierte und dass er sich von jüdischen Ärzten behandeln ließ. Seine enge Beziehung zu und große Toleranz gegenüber der jüdischen Gemeinde als polnischer König ist in der Fachliteratur häufig behandelt worden (vgl. den Überblick in GAŚIOROWSKI 2001:135f.). Zweifellos ist er als Kind durch seinen Vater, der ebenfalls eine große Toleranz gegenüber der jüdischen Gemeinde gezeigt hatte und ihre wirtschaftliche Tüchtigkeit schätzte, geprägt worden; ebenso aber auch durch das Aufwachsen in einer Stadt mit einem hohen Anteil jüdischer Bevölkerung, durch die es in der Jugend zu zahlreichen Berührungen kam. LANDMANN (1975:55) berichtet von über Generationen weitergetragenen Geschichten, denen zufolge Sobieski „gern von den jüdischen Festspeisen“ gekostet und als kleiner Knabe in frommen jüdischen Häusern am Sabbat, wenn Juden das Hantieren mit Feuer verboten ist, als sogenannter „Schabbesgoj“ das Kerzenlicht ausgelöscht habe.

Der Tod von Jan III. Sobieski 1696 leitete das Ende der Blütezeit von Zolkiew ein. Die Verwaltung durch seine Nachfolger, zunächst durch seine Frau Maria und seine Söhne Konstantyny und Jakub Ludwig und ab 1736 dann durch das Geschlecht der Radziwiłł, konnten den allmählichen Niedergang der Stadt nicht aufhalten, die zudem über Jahrzehnte von mehreren Feuern und zudem von den Verheerungen des Krieges von August dem Starken ge-

gen die Schweden heimgesucht wurde.³ Zolkiew hatte sich in der Zeit der polnischen Adelsrepublik im 17. und 18. Jhd. zu einer Stadt entwickelt, in der verschiedene Volksgruppen und Konfessionen – römisch-katholische Polen, griechisch-katholische Ukrainer, Juden, daneben noch Armenier, Deutsche, Italiener und Tataren – friedlich zusammenlebten. Dies war mit Sicherheit nicht immer konfliktfrei, trotzdem kam es nie zu so starken Beeinträchtigungen einer Gruppe, dass deren Existenz physisch oder wirtschaftlich bedroht worden wäre. Die Herren über Zolkiew, insbesondere Stanisław Żółkiewski sowie später die Sobieskis, waren der jüdischen Bevölkerung wohlgesonnen, vor allem, da sie in ihnen Garanten für den Erhalt hoher Steuereinnahmen sahen. Es sei darauf hingewiesen, dass eine grundsätzlich andere Situation der jüdischen Bevölkerung in sogenannten privaten Städten bestand, die wie Zolkiew, Zamość oder Brody einen Magnaten hatten, der neben Magistrat und Kirche entscheidenden Einfluss auf die Geschichte der Stadt hatte, als in anderen Städten derselben Region wie Lemberg oder Premysl, in denen die Mitglieder der jüdischen Gemeinde durch die Stadtoberen oder die übrige Stadtbevölkerung zum Teil massiver Diskriminierung oder gar Attacken auf Leib und Leben ausgesetzt waren (KŁAŃSKA 1994:39; GAŚIOROWSKI 2001:227).

Zolkiew in der Habsburgerzeit und unter russischer Besetzung im Ersten Weltkrieg

Mit der ersten Teilung Polens 1772 wurde Zolkiew dem Reich der Habsburger einverleibt und lag in deren neugeschaffener Provinz Galizien-Lodomerien. Der letzte adlige Herr über die Stadt, Karol Radziwiłł, begann 1787 mit dem Verkauf seines Besitzes in einzelnen Parzellen; Zolkiew als private Stadt hatte aufgehört zu existieren. Das nun beginnende Leben im österreichisch-ungarischen Kronland Galizien ist das eigentliche Sujet der *Erzählten Bilderbogen aus Ostgalizien*. In diesem lebten ihre Vorfahren über Jahrzehnte in Sicherheit und Wohlstand. Unter ihnen gab es zahlreiche approbierte Rabbiner, die meist genug Geld besaßen, um als Privatgelehrte zu arbeiten; seit den 1860er Jahren gab es unter ihren Vorfahren auch Großgrund- und

³ Ein letztes Mal erlangte das Städtchen 1707 kurze geschichtliche Bedeutung, als der russische Zar Peter I. in Zolkiew für mehrere Monate sein Quartier aufschlug, um dort und in Lemberg Verhandlungen mit Vertretern der polnischen Adelsrepublik zu führen.

Erdölgrubenbesitzer sowie Inhaber von lokalen Alkoholmonopolen (LANDMANN 1975:11). In der Familie der Landmann spiegelt sich somit die Tatsache wider, dass die jüdische Bevölkerung im österreichisch-ungarischen Vielvölkerstaat schrittweise ihren Sonderstatus, etwa das Recht zur Selbstverwaltung oder zur eigenen Gerichtsbarkeit, verlor. Im Jahre 1867 begann die Autonomie-Ära Galiziens. Damit wurde u. a. Polnisch als Amts- und Unterrichtssprache akzeptiert, es gab polnischsprachige Universitäten, und Polen konnten in der öffentlichen Verwaltung Karriere machen. Die Juden erreichten endgültig die völlige rechtliche Gleichstellung mit den übrigen Staatsbürgern des Habsburgerreiches; der Status der Juden in Zolkiew unterschied sich somit im Übrigen folgerichtig auch nicht mehr von dem in anderen Städten oder Regionen Ostgaliziens (GAŚIOROWSKI 2001:129). Landmann kontrastiert diese sicheren Verhältnisse insbesondere mit denen im zaristischen Russland, in dem von den Behörden immer wieder Judengruppen geduldet oder sogar initiiert wurden. Deshalb kam es dort stets zu Auswanderungen von Juden, während aus Ostgalizien nur das „Elendsproletariat“ aus wirtschaftlichen Gründen emigrierte (LANDMANN 1975:12). Die wohlhabenden Juden, wie die Vorfahren der Autorin, sahen dazu keine Veranlassung.

Die formalrechtliche Gleichstellung der unterschiedlichen Volks- und Konfessionsgruppen bedeutete jedoch alles andere als das Verschwinden der zwischen ihnen bestehenden Grenzen im Alltag. LANDMANN (1975:9) bezeichnet einleitend in ihren *Erzählten Bilderbogen* Galizien als ein Land, in dem Polen, Ruthenen und Juden „nahe beisammen, aber trotz enger wirtschaftlicher Verflechtung kulturell voneinander geschieden wie Öl und Wasser“ lebten, und spricht an anderer Stelle unter Zitierung eines Reiseführers von 1914 davon, dass Polen, Ukrainer und Juden „nach fast mittelalterlich-ständischer Art verschiedene Berufe ausübten“ (LANDMANN 1975:49).⁴ In dieser Trennung der Berufsgruppen waren die Polen vor allem Gutsherren oder hohe Beamte, die Juden Gutspächter, Handels- und Gewerbetreibende sowie Handwerker und die Ruthenen – als benachteiligte Gruppe – meist landlose Bauern. LANDMANN (1975:15) beschreibt die Ruthenen als ungebildete Analphabeten, die „mehr Instinktsicherheit als klaren Verstand“ besa-

⁴ Mit „Ruthenen“ verwendet die Autorin im Übrigen im gesamten Band den Begriff, mit dem zur Zeit des österreichisch-ungarischen Kaiserreiches die innerhalb seiner Staatsgrenzen lebenden Ukrainer bezeichnet wurden. Eigentlich ist dies der Name einer hauptsächlich in der Karpato-Ukraine ansässigen ostslawischen Bevölkerungsgruppe, deren Sprache als Dialekt des Ukrainischen gilt.

ßen. Daher sei deren Handeln, das manchmal eine erstaunliche Weitsicht demonstriert hätte, stets eher durch „Ahnen“ als „klares Wissen“ determiniert gewesen, „wie man es bei Primitiven und bei naturverbundenen Völkern häufiger antrifft als bei Angehörigen einer späten Zivilisation“.

Als Verursacher der Rückständigkeit der Ukrainer bezeichnet LANDMANN (1975:51) „die polnische Oberschicht“, denn „die Wiener Behörden hatten keinen Grund, die eine slawische Gruppe hier am Ostrand des Reiches einer andern vorzuziehen“. Dieser These widerspricht hingegen beispielsweise LIPINSKI (2000:320f.) entschieden: Die Ukrainer fühlten eine starke Bindung an das benachbarte slawische Russland; dieser stärker werdende Panlawismus bedrohte den Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn in seinen Grundfesten. Die Polen hingegen lehnten die Idee des Panlawismus weitgehend ab und sahen in Russland eine polenfeindliche Teilungsmacht. Die Wiener Behörden hatten also tatsächlich allen Grund, in ihrem Reich Ukrainer und Polen gegeneinander auszuspielen. Das große Misstrauen der Österreicher gegenüber den Ukrainern wird bei Landmann selbst zu Beginn des Ersten Weltkrieges deutlich. Sie beschreibt, wie die Ruthenen sich auf den Einmarsch der Russen freuten, von ihnen als „Befreiung vom polnischen Joch“ empfunden, und die Österreicher daher „Jagd auf jeden vermeintlich zarenfreundlichen Ruthenen“ machten (LANDMANN 1975:18). Dabei schreckten diese selbst vor der Verhaftung eines beliebten Popen namens Maschtschak als „Kollaborateur“ nicht zurück, den im Übrigen dann die Eltern der Autorin in seiner Kerkerzelle mit warmen Decken versorgten.

LANDMANN (1975:50) beschreibt, wie sich die Aufteilung der Berufe auf die drei Bevölkerungsgruppen aus Sicht ihrer Familie darstellte. Ihr Urgroßvater war zwar als jüdischer Gutsherr eine seltene Ausnahme, ihr Großvater als Bankier und Getreideexporteur übte hingegen eine damals für Juden typische Tätigkeit aus, ebenso wie ihr Vater als Importeur von Stoffwaren. Generell gab es Anfang des 20. Jhd.s in der Verwandtschaft immer mehr Akademiker, die jedoch als ungetaufte Juden kaum ein höheres Staatsamt erlangen konnten. Dies lag jedoch weniger am Antisemitismus als an der Seltenheit solcher Stellen in den „wirtschaftlich und kulturell zurückgebliebenen Ostgebieten des Reiches“ (LANDMANN 1975:11); diese Stellen teilte in der Regel die polnische Oberschicht unter sich auf. Akademische Juden mussten sich daher ein sogenanntes „freiberufliches“ Fach wie Medizin oder Jurisprudenz wählen, dabei konnten sie aber später als Arzt oder Rechtsanwalt durchaus „ein ordentliches Auskommen“ finden (LANDMANN 1975:11).

Die Familie von Landmann gehörte damit eindeutig zu den privilegierten städtischen Kreisen, denn in Zolkiew herrschte große Armut. Die meist ukrainischen Landarbeiter der Umgebung waren zwar auch bitterarm, litten aber keine Not. „In der Stadt war das anders. Der größere Teil der Zehntausend Einwohner von Zolkiew war jüdisch. Und die meisten dieser Juden hatten einen winzigen Laden mit einem lächerlich kleinen Warenbestand.“ (LANDMANN 1975:94) Geführt wurden diese Läden von Frauen, während Männer den ganzen Tag den talmudischen Studien im Bet- und Lehrhaus nachgingen. Es gab von diesen Läden jedoch zu viele, zumal dort weder die Bauern, die für Einkäufe zu arm waren, noch die polnischen Adligen, welche die wenigen größeren Geschäfte bevorzugten, einkauften. Zur Verdeutlichung der „Größe“ der getätigten Geschäfte berichtet Landmann über eine Episode, in der ihre Mutter in einem dieser winzigen Läden eine ganze Schachtel voller Waffeln gekauft hatte und dann später von der Ladeninhaberin um Rückgabe derselben gebeten wurde, da diese von einem Vertreter erst in einem Monat eine neue Schachtel erhalten könne und so, da sie keine Waren mehr anzubieten habe, ihren Laden würde schließen müssen. Die wirtschaftliche Lage dieser Familien beschreibt LANDMANN (1975:95) so, dass sie zwar nicht verhungerten, aber auch nie richtig satt wurden. Für die vorhandene Armut gab es im Übrigen noch einen weiteren Indikator, den Landmann ausführlich darstellt. Zolkiew war eine österreichische Garnisonsstadt und besaß deshalb auch ein Bordell für Offiziere und Soldaten. Dessen Wirtin, die stadtbekannt „Rote Baschja“, war jüdisch, wie laut LANDMANN (1975:105) wohl generell dieses Gewerbe in Ostgalizien und auch im angrenzenden russischen Gebiet fest in jüdischer Hand war. Insbesondere rekrutierten sich die meisten Prostituierten aus der großen Anzahl an armen Jüdinnen, die aus Not dieses Metier im oft noch minderjährigen Alter ergriffen. Viele von ihnen beendeten ihr Leben dann qualvoll im Spital der Stadt in der eigens für geschlechtskranke Prostituierte eingerichteten Abteilung (LANDMANN 1975:98).

Auch die Wohnverhältnisse, unter denen die Autorin ihre frühe Kindheit bei den Großeltern in deren Villa mit Garten verbringen durfte, sind als bevorzugt zu bezeichnen. Dessen war sie sich auch bewusst, denn dass „die meisten anderen, Juden wie Polen, in bedrückender Enge beisammen saßen, sahen wir täglich“ (LANDMANN 1975:97). Auch in den weiterhin von Juden bewohnten, einst herrlichen Arkadenhäusern am Ring herrschten mittlerweile armselige Zustände, da die Gebäude mit meist einer Familie pro Raum, in dem oft noch der Familienvater sein Gewerbe betrieb, völlig überbelegt waren. Noch bescheidener als selbst die ärmsten Polen und Juden wohnten frei-

lich die Ruthenen am Stadtrand, die in kleinen Lehmhütten hausten, in denen im Winter auch „Ziegen und Hühner“ unterkommen mussten (LANDMANN 1975:97). In diesen Häusern gab es nicht einmal Betten; die Familien schliefen mit Ausnahme der Großeltern, deren Platz auf dem Ofen war, auf dem Fußboden. Auch die guten Wohnbedingungen der Großeltern von Landmann bedeuteten übrigens durchaus keine Ferne zu den anderen Volksgruppen, da ihr Flurnachbar die polnische Familie des Schuldirektors Kubisch war, mit der u. a. bei süßem, von Polen zubereitetem Met viele gemeinsame Sommerabende auf der Gartenveranda verbracht wurden (LANDMANN 1975:39).

Es sei angemerkt, dass das von Landmann gezeichnete Bild der Rückständigkeit von Zolkiew stark romantisierend ist. Die Stadt besaß Anfang des 20. Jhd.s neben Restaurants und Cafés eine große Sportanlage sowie mehrere Produktionsbetriebe, denn außer kleineren Werkstätten entstanden nach 1877, dem Jahr des Anschlusses an das Eisenbahnnetz, ein Sägewerk, eine Ziegelei und eine Glashütte. Zudem wurde ein Kraftwerk gebaut, womit Zolkiew elektrische Straßenbeleuchtung erhielt; ebenso wurden schrittweise die Häuser an das Elektrizitätsnetz angeschlossen und eine Kanalisation errichtet (IVANOV 2004). Der Einzug des Industriezeitalters in Zolkiew musste zweifelsohne mit dem Entstehen einer kleinen Arbeiterschaft verbunden gewesen sein; zudem hatte sich die Stadt anlässlich des 1903 begangenen 300-jährigen Stadtjubiläums mit umfangreichen Modernisierungs- und Verschönerungsarbeiten herausgeputzt (IVANOV 2004). Wenngleich Landmann auch an der eingangs erwähnten Stelle ihres Buches betont, dass Zolkiew mit seinen prächtigen Bauten einen Sonderfall darstellte, beschwört sie generell in ihrem Werk doch das Bild des armen und rückständigen ostjüdischen Städtels herauf, denen in der Tat die Darstellungen des Malers Chagall „mit den Haustieren und den fiedelnden Kaftanjuden über den niedrigen Strohdächern“ sehr nahe kämen (LANDMANN 1975:65). JAŠTAL (1998:57) erklärt diesen auch bei zahlreichen Erinnerungen anderer Autoren zu findenden, offensichtlichen Gegensatz damit, dass der Mythos der Rückständigkeit des Herkunftsortes, der schlicht „die ‚urbanen Elemente‘ ausspart“, eher einem konstruierten retrospektiven Bild von jüdischer Identität als den tatsächlichen damaligen Verhältnissen entspricht. Diese Mythisierung kann zudem als ein häufig verwendeter literarischer Kunstgriff interpretiert werden, mit dem durch eine „Ästhetik des Hässlichen“ ein Hintergrund geschaffen wird, vor dem die innere Schönheit der geschilderten Charaktere umso eindrücklicher zum Tragen kommt (KASZYŃSKI 1999:38).

Die räumliche Enge in der Kleinstadt machte es unvermeidbar, dass jeder die jeweiligen religiösen Bräuche und Feiertage der anderen Religionsgruppen kannte und auch respektierte. Zudem lud man üblicherweise seinen andersgläubigen Nachbarn zu den Festspeisen ein. Dabei gingen meist nur Christen zu Juden, da Juden sich streng an die mosaischen Speisegesetze hielten und bei Nichtjuden „höchstens Brot und harte Eier“ aßen (LANDMANN 1975:60). Ein hohes Maß an gegenseitiger Toleranz galt auch bei Familienfeiern und insbesondere bei Hochzeiten, die es häufig mit sich brachten, dass „in der ganzen Stadt keiner auch nur ein Auge zutun“ konnte und Polonaisen durch die Gassen der Stadt zogen (LANDMANN 1975:74f.), ohne dass sich darüber jemand beschwert hätte. Im Gegenteil: Landmann beschreibt an gleicher Stelle eine Episode, in der eine arme jüdische Familie eine ganze Nacht hindurch Hochzeit feiert, wobei immer wieder die Tanzmelodie von „Ssimen tow un' masel tow!“ („Gutes Zeichen, gutes Glück!‘), einer traditionellen jiddischen Glückwunschformel, von der jüdischen Kapelle gespielt wird. Am nächsten Morgen sangen nicht nur einige jüdische Passanten dieses einprägsame Lied vor sich hin, sondern auch die jungen österreichischen Offiziere auf dem Weg zum Frühdienst und die polnischen Nachbarn der Großeltern der Autorin. In Ostgalizien existierten praktisch nur jüdische Musikkapellen, die deshalb auch auf den Festen der polnischen Gutsherren spielten. Sie liebten stets – im Übrigen ohne Notenkenntnis – „Tanzmelodien der Juden aus slawischen, rumänisch-orientalischen und synagogalen Klangfolgen eigentümlich monoton und aufreizend gemischt“ erklingen (LANDMANN 1975:72).

Die Tatsache, dass auch fast alle Angehörigen der anderen Volksgruppen jiddische Lieder mitsingen konnten, schildert LANDMANN (1975:75) als Folge der Tatsache, dass in den Ostregionen des Vielvölkerstaates Österreich-Ungarn, in dem niemand die vielen Sprachen und lokalen Idiome kennen konnte, Jiddisch de facto zur Lingua franca aller geworden war, die viel unterwegs waren. Dies ist umso bemerkenswerter, als Juden nicht als eigene Volksgruppe im Habsburgerreich anerkannt waren und Jiddisch entsprechend nicht zu den offiziellen Nationalsprachen zählte (KASZYŃSKI 1999:32). Dabei verstanden aus dem genannten Grund gerade viele österreichische Offiziere das Jiddische zumindest. Umgekehrt beherrschten viele Ostjuden neben dem Jiddischen noch mehrere andere Sprachen, was sich auch in der Familie der Autorin widerspiegelt. Ihr Großvater sprach Jiddisch, hatte aber eine polnische und eine hebräische Schule besucht. Mit Geschäftskunden korrespondierte er je nach nationaler Zugehörigkeit Polnisch, Ruthenisch, Jiddisch, Deutsch und mit religiös gebildeten Juden sogar Hebräisch. Ihre Mutter wie ihre Großmutter sprachen neben Jiddisch auch Polnisch und

Ruthenisch. Insbesondere ihre Mutter, die zudem wie eine Ruthenin aussah, erfreute sich daher großer Beliebtheit bei den ruthenischen Bauern (LANDMANN 1975:13). Die Mehrsprachigkeit war auch bei den nichtjüdischen Gruppen zu finden, so sprachen etwa die polnischen Nachbarn der Großeltern auch Ruthenisch. Dass der Gebrauch einer Sprache immer auch ein Standesgefühl repräsentierte, verdeutlicht LANDMANN (1975:131) an einem amüsanten Detail: Manche Juden riefen Katzen, die in jeder Bauernhütte zu finden waren, ruthenisch, während sie Hunde, die oft an der Seite polnischer Adliger zu finden waren, „respektvoll auf polnisch“ ansprachen (LANDMANN 1975: 131). Die aus dem engen Nebeneinander der Kulturen und Sprachen in Zolkiew resultierende Multikulturalität wird auch an liebevollen Details der Jugendromanze zwischen dem Bruder der Mutter, Elias, und seiner damals Verehrten deutlich. Sie waren beide jüdisch; dennoch hat er ihr seine Liebeslieder auf Ruthenisch und begleitet von einem ukrainischen Zupfinstrument, der Bandura, vorgespielt, während er seine Liebesbriefe auf Polnisch unter Zuhilfenahme eines „dicken polnischen Liebesbriefstellers“ verfasste (LANDMANN 1975:124).

Die polnische Sprache genoss offenbar bei der jüdischen Oberschicht in Galizien, zu der die Familie Landmanns zweifellos zählte, ein hohes Ansehen. Viele Juden assimilierten sich dort polnisch (LIPŃSKI 2000:331). Darauf weisen auch die Daten der von den österreichisch-ungarischen Behörden seit 1869 regelmäßig durchgeführten Volkszählungen hin, welche die Muttersprache und Glaubenszugehörigkeit erfassten. Danach betrug 1900 der Anteil der Polnischsprachigen unter den insgesamt 90.200 Einwohnern im Kreis Zolkiew 26,2 %, während der Anteil der Bewohner römisch-katholischen Glaubens nur bei 15,8 % lag (EBERHARDT 1998:178). Die Gruppe der Polnischsprachigen war somit deutlich größer als die der römisch-katholischen Polen. Dies bestätigen im Übrigen die Beobachtungen von ALFRED DÖBLIN (2000:206) in Lemberg in den 1920er Jahren, denen zufolge die jüdische Intelligenz Polnisch spricht: „Man ist sehr polnisch. Man hat von klein auf Polnisch gelernt. An die kulturelle Bedeutung des Jiddisch glaubt man nicht.“ Auch die Familie der Autorin befand sich merkbar auf dem Weg der Assimilation. Der Großvater hatte eine polnische Schule besucht, Mutter und Großmutter sprachen gut Polnisch, und die kleine Salcia wurde für ein Jahr auf eine polnische Nonnenschule geschickt (SCHLAPP 2003:Spalte 781). Der Vater trug bereits keinen Bart mehr, da er viele Kontakte zu Nichtjuden hatte; dies erregte auch bei streng orthodoxen Juden zu der Zeit keinen Anstoß (LANDMANN 1975:20). Mit der Emigration der Familie in die Schweiz erfuhr der Prozess der polnischen Assimilation dann einen abrupten Abbruch.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges stellt in den *Erzählten Bilderbogen aus Ostgalizien* keine Zäsur des Lebens in Zolkiew dar. Landmanns Eltern entschieden sich zwar zur Flucht aus Rohatyn, nachdem zunächst ihr Vater von einem offenbar übereifrigen österreichischen Offizier als „Franc tireur“ fast erschossen worden wäre und bald darauf die russischen Truppen heranrückten. Von diesen wurde das elterliche Haus gemeinsam mit einem Großteil der Stadt in Brand gesetzt. Die Eltern gelangten über Wien nach Sankt Gallen in die Schweiz, wo sich der Vater später als Exporteur von Stickereien etablieren konnte. Ihre Tochter ließen sie in Zolkiew bei den Großeltern zurück, die sich gegen eine Flucht vor der russischen Armee entschieden hatten, da die Großmutter den Umgang mit ruthenischen Bauern gewöhnt war und erwartete, dass die russischen Soldaten nicht viel anders sein würden. Nach Ansicht von LANDMANN (1975:24) erwies sich diese Entscheidung als richtig, denn „[k]einer von uns hatte unter der russischen Besatzung zu leiden“. Diese verklärende Einschätzung erscheint verwunderlich angesichts der von der Autorin in der Folge erzählten Episoden. Zwar kam letztlich in der Tat niemand aus der Familie zu Schaden, jedoch berichtet sie, wie der Bruder ihrer Mutter, der in seiner Gymnasiastenuniform für einen Soldaten gehalten wurde, fast erschossen worden wäre (LANDMANN 1975:32), wie ein bei ihnen einquartierter Kosakenhauptmann bei einer Magenverstimmung, die er für die Folgen eines Giftanschlages hält, anordnete, im Falle seines Todes die gesamte Familie hinzurichten (LANDMANN 1975:36) sowie dass der Großvater zum Kriegsende von den abziehenden russischen Truppen als Geisel mit unbestimmtem Schicksal verschleppt wurde und sich nur durch Bestechung eines Soldaten retten konnte (LANDMANN 1975:42). Die Autorin erzählt diese Episoden jedoch eher in amüsan-anekdotenhaft Ton, da ihre Großeltern rückblickend diese Zeit wohl so gesehen haben; der Großvater gedachte seiner Verschleppung und Freilassung durch einen russischen Soldaten sogar „mit Dankbarkeit“ (LANDMANN 1975:41). Der Grund dafür ist wohl, dass die russische Besatzung keine grundsätzlich feindliche oder diskriminierende Haltung gegenüber der Zivilbevölkerung annahm, denn die Ruthenen „empfanden sie als ihre Brüder“, den slawischen Polen fühlten sie sich „immerhin stammverwandt“, und „die Juden mochten sie zwar nicht ausstehen, aber die hiesigen waren ihnen nicht fremder und unsympathischer als jene zu Hause in Russland“ (LANDMANN 1975:26).

Zolkiew in der II. Polnischen Republik

Landmanns verklärend-positive Darstellung der Zeit der russischen Besatzung kontrastiert deutlich mit einer ausschließlich negativen Darstellung der daran anschließenden Zeit, d.h. den Jahren des wiedergegründeten polnischen Staates. Die ihre Grundeinstellung wiedergebende, wohl als Schlüssel-satz zu interpretierende Passage lautet wie folgt: „So oft Großvater von den Schrecknissen im jungen polnischen Staat erzählte, den er nur in seinen ersten Anfängen miterlebt und dann verlassen hatte, stellte er Vergleiche mit der ‚feindlichen‘ russischen Besatzung an, die er so viel besser ausgehalten und überstanden hatte.“ (LANDMANN 1975:41) Die Autorin schildert, wie die Juden Galiziens sich durch die Entstehung eines „freien Polens“ in einen „wüsten Traum versetzt“ fühlten, der aus zuvor nur im zaristischen Gebiet bekannten Pogromen, antisemitischen Krawallen an den Universitäten sowie „staatlichen Verordnungen eigens zu dem Zweck, die Juden wirtschaftlich zu ruinieren“, bestand (LANDMANN 1975:40). Die Eltern der Landmann entschlossen sich daher zum endgültigen Verbleib in der Schweiz, und die Großeltern übersiedelten ebenfalls dorthin, da die Geschäfte des Großvaters schlecht liefen und er sich „in dieser neuen brutalen Welt“ nicht zurecht fand (LANDMANN 1975:41).

Es ist wohl davon auszugehen, dass die Sichtweise des Großvaters, wie sie im obigen Zitat von Landmann wiedergegeben wird, typisch und prägend für die Einstellung in der Familie der Autorin und bei ihr selbst ist. Dies führt zu einer ausschließlich negativen Darstellung des Lebens für Juden im polnischen Staat, in der zum Teil ironisch-ätzend durchsetzte Passagen zu finden sind. So wird u. a. berichtet, dass „die Polen die Befreiung ihres Landes von der zaristischen und habsburgischen Herrschaft zunächst einmal dadurch feierten, dass sie einige tausend Juden erschlugen“ (LANDMANN 1975:22), vom „wildem Haß der Polen gegen die Juden nach der Befreiung des Landes von der zaristischen und habsburgischen Herrschaft“ (LANDMANN 1975:50), davon, dass jüdische Studenten „sich von ihren ‚arischen‘ Kommilitonen bei jeder Gelegenheit an der Universität verprügeln“ lassen mussten (LANDMANN 1975:43) und dass „das alte jüdische Patriziat“ in den Anfangsjahren der II. Polnischen Republik zugrunde gerichtet wurde, um „einer neuen brutalen Schicht von Emporkömmlingen Platz [zu machen], die sich aus der ‚Hefe‘ rekrutierte und auch entsprechend aufführte“ (LANDMANN 1975:40). Mit keinem Wort wird hingegen die dominierende Auseinandersetzung der wirren Nachkriegsjahre erwähnt, nämlich der polnisch-ukrainische Konflikt. Die antisemitischen Übergriffe in den Anfangsjahren des polnischen Staates ein-

schließlich ihrer schlimmsten Auswüchse in Form des Pogroms von Lemberg 1918, die zweifellos ein dunkles Kapitel der Entstehungsgeschichte der II. Polnischen Republik darstellen, hatten ihre Ursachen in wesentlich komplexeren Zusammenhängen als bloßem Antisemitismus (LIPÍŃSKI 2000:331). Der simplifizierenden Darstellung Landmanns kann etwa die mit Sicherheit auch nichts am damaligen Verhalten der Polen beschönigende, jedoch differenzierte Darstellung in Döblins *Reise in Polen* von 1924 gegenübergestellt werden, der die tragische Position der Juden zwischen den Fronten des aufblühenden polnisch-ukrainischen Nationalkonfliktes nach dem Zusammenbruch des Habsburgerreiches thematisiert. Sie wollten sich aus diesem Konflikt heraushalten, denn „[v]ermutlich geht es ihnen, argumentieren sie, bei jeder Entscheidung schlecht. [...] Es werden gerade darum auf beiden Seiten, bei Polen und Ukrainern, über sie ängstliche, gehässige und alarmierende Gerüchte verbreitet worden sein.“ (DÖBLIN 2000:202) Döblin hat auf seiner Reise das östliche Galizien, die „Provinz draußen“ vor den Toren Lembergs, wie folgt erlebt: „Im Hintergrund und unterirdisch wühlen Feindschaft und Gewalt. [...] Beamte und Militär sind polnisch, das Volk ukrainisch, Dörfer und Städte auch jüdisch. Die Polen setzen polnische Kolonisatoren in das Land aus, Soldaten, Invalide. Die sollen polonisieren.“ (DÖBLIN 2000:192)⁵

Trotz der negativen Einstellung in der Familie der Autorin gegenüber dem polnischen Staat entschloss sich ein Mitglied, der Bruder ihrer Mutter, Elias, nach seinem Medizinstudium zur Rückkehr, da er als Ausländer in der Schweiz nicht als Arzt praktizieren durfte und zudem „von Heimweh getrieben“ war (LANDMANN 1975:42). An seinem Beispiel schildert Landmann konkret die Schwierigkeiten, denen ein jüdischer Akademiker in Polen begegnete. Der Zugang zum Medizinstudium war Juden praktisch verwehrt, und wenn sie im Ausland ihren Abschluss machten, mussten sie sämtliche Prüfungen in Polen wiederholen, um dort praktizieren zu können. Dies musste auch der Onkel der Landmann durchstehen, wobei er ihrer im zynischen Stil wiedergegebenen Meinung nach trotz seiner soliden Kenntnisse nur deshalb diese Prüfungen in Warschau bestehen konnte, weil sich „der schlimmste Judenfresser unter den Professoren gerade zur rechten Zeit ein

⁵ Gemäß einer Erhebung von 1931 sprachen im Kreis Zolkiew 60 % der Bevölkerung ukrainisch, 35 % polnisch und 5 % jiddisch; 70 % der Erfassten waren orthodoxen und griechisch-katholischen, 20 % römisch-katholischen und 10 % mosaischen Glaubens (EBERHARDT 1998:186).

Bein gebrochen“ hatte und ihr Onkel deshalb von einem seriösen Stellvertreter geprüft wurde (LANDMANN 1975:43).

Der Untergang des Vielvölkerstädtchens Zolkiew

LANDMANN (1975:146) bringt die ganze Tragik und das Ausmaß der Folgen der deutschen Besatzung im Zweiten Weltkrieg mit zwei lapidaren Sätzen zum Ausdruck: „Zur Hochzeit meiner Mutter strömten 1910 gegen siebzig nahe Verwandte zusammen. Von ihnen überlebte niemand die Hitlerzeit.“ Zolkiew sowie weite Teile Ostgaliziens waren im September 1939 kurz von der deutschen Wehrmacht besetzt, dann aber sogleich gemäß dem ‚Hitler-Stalin-Pakt‘ der Roten Armee überlassen worden. Mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion geriet Zolkiew dann im Juni 1941 erneut unter deutsche Besatzung.⁶ LANDMANN (1975:54) beschreibt, wie in den Städtchen und Dörfern die SS-Einheiten „kurz nach dem Durchmarsch der deutschen Truppen die ganze jüdische Gemeinde in die Synagoge zu treiben und mit dem Gebäude zu verbrennen“ pflegten. In Zolkiew wollte ein besonders fanatischer Wehrmachtsoffizier die Synagoge sogar noch vor dem Eintreffen der SS-Truppen durch Kanonenbeschuss zerstören, aber die gewaltigen Mauern dieses als Festung errichteten Baus hielten stand (LANDMANN 1975:57). Der Offizier wollte daraufhin das Innere der Synagoge in Brand setzen und darin auch einen Teil der jüdischen Bevölkerung verbrennen, wurde aber von einem anderem Offizier an der Ausführung gehindert.⁷ Landmann bezeichnet

⁶ Auf den Internetseiten des „Simon Wiesenthal Center“ in Los Angeles wird, unter Berufung auf die 1972 im Keter Publishing House in Jerusalem erschienene *Encyclopedia Judaica*, die Größe der jüdischen Bevölkerung im Juni 1941 in der Stadt Zolkiew mit über 5.000 Menschen angegeben, d. h. ungefähr die Hälfte der gesamten Stadtbevölkerung. Davon haben 70 Juden den Holocaust überlebt.

⁷ Als Quelle für die Berichte beruft sich Landmann auf einen von einem jüdischen Religionslehrer verfassten und in Buchform erschienenen dokumentarischen Bericht mit dem Titel *Der Untergang der Juden von Zolkiew*. Dessen Autor sei während der gesamten nationalsozialistischen Besatzungszeit in Zolkiew gewesen und habe durch einen glücklichen Zufall aus dem Deportationszug, der ihn in das Vernichtungslager Belz bringen sollte, entkommen können. Der Autor wird von Landmann nicht namentlich genannt, doch sie bezieht sich offenbar auf das polnischsprachige Buch *Zagłada Żydów Żółkiewskich* von GERSHON TAFFET, das 1946 in Łódź von der „Centralna Żydowska Komisja Historyczna“ (Zentrale Jüdische Geschichtskommission) veröffentlicht worden war.

diese Geschichte als „Untergang der Zolkwer Synagoge“, denn wenn auch das Gebäude bis heute steht, so ist doch das Innere der Synagoge letztlich komplett vernichtet worden.

Die Autorin beschreibt eine Reihe von tragischen Ereignissen während der deutschen Besatzungszeit. So haben viele Juden versucht, aus den aus Zolkiew abgehenden Deportationszügen zu entkommen und sind dabei gleich oder später auf der Flucht erschossen worden (LANDMANN 1975:57); dabei schildert sie wohl die sogenannte zweite „Aktion“, bei der im November 1942 2.500 Juden aus Zolkiew deportiert wurden. Sie berichtet auch davon, dass während einer Typhus-Epidemie in Zolkiew viele Juden von den Deutschen lebendig verbrannt wurden, da ihre Holzhäuser angezündet wurden; dabei wurde auch der Bruder des Großvaters ermordet (LANDMANN 1975: 58). Die oben erwähnte Jugendliebe Klara des Bruders der Mutter von Landmann wurde mit ihrem Kind von SS-Leuten auf dem jüdischen Friedhof der Stadt erschossen und in einem Massengrab verscharrt. Der Onkel Elias wurde bereits 1941 wenige Tage nach dem Einmarsch der Deutschen mit den übrigen jüdischen Akademikern der Stadt von der Gestapo ermordet; in den folgenden Wochen wurde dort dann die christliche Intelligenz umgebracht. Den Bericht über diese Ereignisse erhielt die Familie der Landmann erst nach Ende des Krieges, und zwar durch den Schriftsteller Ilja Ehrenburg (LANDMANN 1975:47).

Die schrecklichen Geschehnisse im Verlauf des brutalen Ausrottens des jüdischen Lebens in Galizien im Zweiten Weltkrieg durch die deutschen Besatzer werden von Landmann stilistisch knapp und emotionslos geschildert und erreichen gerade dadurch ihre nachhaltige Wirkung. Hingegen wird das Verhalten der polnischen Bevölkerung, sei es als Verweigerer von Hilfe oder als Denunzianten, oft mit wertenden und bissigen Worten beschrieben. Es finden sich gar Aussagen wie die folgende: „Zwar gab es in Polen, anders als in Westeuropa, keine Kollaborateure der deutschen Besatzung. Mit der Ausrottung der Juden waren aber fast alle Polen einverstanden.“ (LANDMANN 1975:146) Solche Pauschalurteile entsprechen in dieser Härte schlicht nicht den historischen Rahmenbedingungen und werden – wie etwa LIPIŃSKI (2000:332) in seiner Abhandlung über die *Erzählten Bilderbogen* zu Recht konstatiert – mit Sicherheit den komplexen Fragestellungen einerseits den Ursachen des anwachsenden Antisemitismus in der II. Polnischen Republik, andererseits von Schuld und Verantwortung unter einem Terrorregime nicht gerecht. Natürlich spiegelt sich hier die generell unversöhnlich kompromisslose Haltung der LANDMANN (1979a) bezüglich eines notwendigen Wider-

stands gegenüber unmenschlichen, „weltverbessernden“ Regimen wider, von denen viele ihrer gesellschaftskritischen Essays – in späteren Jahren vor allem gegen kommunistische Regime gerichtet – geprägt sind. Offensichtlich setzt sich aber auch die bereits angesprochene ausgeprägt negative Einstellung der Autorin gegenüber den Polen und ihrem Staat, die sich noch an unzähligen anderen Stellen in den *Bilderbogen* demonstrieren ließe, fort. Diese hat zum Teil zu heftigen Reaktionen bei polnischen Rezensenten der *Bilderbogen* geführt (vgl. z.B. die Rezension von ZIELIŃSKI 1997). Im Gegenzug finden sich Handlungen zum Nachteil von Juden durch Ukrainer im Zweiten Weltkrieg nur an zwei Stellen im Buch, wenn von „Polen oder Ruthenen“ bzw. „Polen und Ukrainern“ als Denunzianten die Rede ist (LANDMANN 1975:57, 146). Die Tatsache, dass zu Beginn der Besetzung zahlreiche Ukrainer offen mit den Deutschen sympathisiert hatten und daher viele mit ihnen „gegen die Bolschewiken mitkämpfen durften“ (LANDMANN 1975:149), findet beiläufig in einem Nebensatz Erwähnung. Angesichts der historischen Tatsache, dass es ukrainische SS-Verbände gegeben hat, die sich auch in Zolkiew aktiv an der Deportation und der Ermordung der jüdischen Bevölkerung beteiligten, irritiert diese sehr zurückhaltende Behandlung. Man stelle sie etwa neben die *Erinnerungen eines Davongekommenen* von Jerzy Czarnecki, der als Izaak Steger das Morden und die Deportationen der deutschen Besatzer mit seiner Familie in Zolkiew erlebt hat und der dem Holocaust durch Flucht nach Warschau und die Annahme einer „arischen“ Identität entkommen konnte. Er berichtet beispielsweise in erschütternder Weise davon, wie sich sein Vater zu Beginn der Besetzung selbst seine goldenen Zahnkronen entfernt hat, denn „sowohl die Ukrainer wie die Deutschen haben Juden getötet, um solche Kronen herauszureißen“ (CZARNECKI 2003).

Zolkiew wurde am 24. Juli 1944 von der Roten Armee eingenommen, dabei wurde in den Kämpfen ein Großteil der Innenstadt zerstört. Im Jahre 1946 erfolgten umfangreiche Deportationen der verbliebenen polnischen und ukrainischen Bevölkerung; für viele lautete das Ziel dabei Kasachstan oder Sibirien (IVANOV 2004). Da war Zolkiew schon durch die sogenannte „Westverschiebung“ des polnischen Staatsgebietes Teil der Sowjetunion, genauer der Ukrainischen Sowjetrepublik, geworden. LANDMANN (1975:148f.) schildert die Umwälzungsprozesse der Stadtbevölkerung auf der Grundlage von Berichten eines nicht näher beschriebenen und namentlich ungenannt bleibenden Bekannten, „Christ und Pole“, der „nach dem Zweiten Weltkrieg seine ostgalizische Heimat noch einmal aufgesucht“ hat. „Juden fand er keine mehr, oder doch keine, die an Tracht und Aussehen als solche erkennbar waren.“ Er entdeckte auch keine Polen mehr, da diese „nach dem Krieg

westwärts vertrieben worden waren.“ Der Bekannte konnte allerdings nicht verstehen, warum er in Lemberg auch seine ruthenischen Freunde nicht mehr antraf. Diese Tatsache erklärt die Autorin in der Folge so: Die Ruthenen hätten anfangs mit der deutschen Besatzung wegen ihres Kampfes gegen die „Bolschewiken“ sympathisiert, da sie überwiegend Bauern waren und daher das marxistische Bodenprogramm ablehnten. Dann erst sei bei ihnen das Bewusstsein gewachsen, dass sie „nur als Sklaven der deutschen Herrenrasse im großdeutschen Reich“ vorgesehen waren, und sie hätten sich in „wilde antideutsche Partisanen“ verwandelt (LANDMANN 1975:149). Die russischen Besatzer nach 1945 wussten sowohl von den anfänglichen Sympathien der Ruthenen mit den Deutschen als auch von deren Bestrebungen, in einer unabhängigen und nichtkommunistischen Ukraine zu leben; deshalb sei von ihnen die gesamte ukrainische Intelligenz massakriert worden. In Lemberg sei zwar zur Zeit des Besuches des Freundes nur noch ukrainisch gesprochen worden, aber die dortigen Ukrainer hätten aus den schon vor dem Zweiten Weltkrieg sowjetischen Gebieten gestammt (LANDMANN 1975:150). Diese Darstellung eines weitgehend spurlosen Verschwindens des Vielvölkerstädtchens Zolkiew lässt sich durch heutige Erkenntnisse im Grundsatz bestätigen (BECHTEL 2008:214f.). Das heutige Zolkiew zeigt das Straßenleben einer Kleinstadt mit ukrainischer Bevölkerung, unter die sich manchmal polnische Touristen und arme Zigeuner mischen. Das Vorhandensein von Minderheiten wird vor allem am geistlichen Leben dort sichtbar, wenn Menschen in großer Zahl sowohl in das russisch-orthodoxe Gotteshaus als auch in die römisch-katholische Pfarrkirche, in der die Messe in ukrainischer und polnischer Sprache gelesen wird, strömen. Nur die Synagoge steht ungenutzt; der letzte jüdische Einwohner von Zolkiew, Zygmunt Lejner, ist 1999 verstorben (GAŚTOROWSKI 2001:225).

Resümee

Für Landmann blieb die k. u. k. Monarchie ihr Lebtag lang ein Idealbild, deren Untergang sie tief bedauerte.

Die Habsburgermonarchie – sagte sie – war zwar ein Paradies mit vielen Fehlern, aber doch ein Vereintes Europa, wie man es heute vergeblich anstrebt. Es bot allen Einwohnern, den zahlreichen völkischen und religiösen Minoritäten und damit auch den Juden, Freiheit und Rechtsgleichheit. Hier ging es meiner jüdischen Familie (Rabbiner, Kaufleute, Landjunker) seit Jahrhunderten gut. Niemand dachte je an Auswandern. (SCHLAPP 2003:Spalte 780)

Entsprechend sind die *Erzählten Bilderbogen aus Ostgalizien* vom Grundanliegen der Autorin durchdrungen, das habsburgische Galizien als eine „heile Welt“ zu zeigen, wie dies auch bei zahlreichen anderen, aus dieser Region stammenden jüdischen Autoren zu konstatieren ist (BECHTEL 2008: 214). Aus der Perspektive eigener oder überlieferter Erinnerungen erfolgt eine nostalgische Verklärung der Wirklichkeit, derzufolge Galizien zum „Modell interkultureller Kommunikation, als Ort der Begegnung und des kulturellen Austausches“ (WALLAS 1993:22), eben als Muster für ein „Ver-eintes Europa“ wird. Entsprechend enttäuscht und geschichtspessimistisch wird die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg gesehen, bis hin zu einem Verständnis des Endes der Habsburgermonarchie als faktischem Beginn des Zweiten Weltkrieges bei manchen dieser Autoren (JAŚTAL 1998:199). Entsprechend dieser literarischen Tradition schildert Landmann die aus ihrer Sicht viel schlechteren Bedingungen des Zusammenlebens der unterschiedlichen Völker und Konfessionen im nach 1918 wiederentstandenen polnischen Staat. So stehen differenzierte Betrachtungen, auf Familienüberlieferungen gestützt, sehr schablonenhaften Klischeebildern gegenüber; es wird ein Galizien-Bild à la Chagall-Städtel gezeichnet, obwohl die alte Residenzstadt und aufstrebende Industrie-Kleinstadt Zolkiew dafür eigentlich kaum die richtige Bühne bietet. Auch in dieser Hinsicht bewegt sich die Autorin in der Tradition zahlreicher anderer jüdischer Erinnerungen an die Region. Die Tatsache, dass Zolkiew aufgrund seiner besonderen Geschichte als private Stadt polnischer Adelsgeschlechter bereits lange vor der Habsburg-Ära für das Wachstum der jüdischen Gemeinde in Sicherheit und Wohlstand eine sichere Heimat sowie Konditionen für ein ungestörtes und friedliches Zusammenleben dreier Völker bot, ist offensichtlich mit Landmanns Sichtweise auf die „positive“ habsburgische und die „negative“ polnische Geschichte der Stadt schwer vereinbar.

Die von Landmann für ihre *Erzählten Bilderbogen* ausgewählten Motive zeigen jedoch mit viel Liebe und Sprachwitz eine untergegangene Welt, welche die Autorin über familiäre Überlieferungen früh geprägt hat und die sie kommenden Generationen vermitteln wollte. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass ihr Großvater noch Jiddisch als Geschäftssprache verwendet hat und im Familienumfeld – unabhängig von nationalen Zugehörigkeiten – Jiddisch als „Lingua franca“ gebräuchlich war, wird verständlich, warum es der Autorin zum Anliegen wurde, in Form eines Standardwerks zu zeigen, dass Jiddisch weit mehr als ein Unterschicht-Jargon gewesen ist (vgl. LANDMANN 1979). Zweifellos hat das ihr literarisches Lebenswerk prägende Grundanliegen, die Erforschung der jüdischen Geisteswelt und insbesondere der ostjüdi-

schen Sprache und Kultur, ihren Ursprung in den Anekdoten, Episoden und Überlieferungen des Vielvölkerstädtchens Zolkiew genommen. Untergegangen ist dieses Zolkiew nicht in dem von Landmann so ungeliebten polnischen Staat der Zeit zwischen den Kriegen, sondern im Morden und in den Deportationen im und nach dem Zweiten Weltkrieg. Geblieben sind Minderheiten, wenn auch heute kaum noch letzte Zeugen leben. Geblieben sind vor allem bauliche Zeugen, die heute die bewegende Geschichte dieser Stadt bezeugen. Geblieben sind aber eben auch *Erzählte Bilderbogen aus Ostgalizien* der Landmann, die bei aller angebrachten Kritik ein lesenswertes Zeugnis des einstigen bunten Lebens der jüdischen Bevölkerung mit ihren polnischen und ukrainischen Nachbarn sind.

Literatur

- BECHTEL, DELPHINE (2008): *Von Lemberg nach L'viv. Gedächtniskonflikte in einer Stadt an der Grenze*. In: *Osteuropa* 6:211-227.
- CZARNECKI, JERZY (2003): *Mein Leben als „Arier“*. Aus den Erinnerungen eines Davongekommenen. In: *Neue Züricher Zeitung*, 05.7.2003.
- DÖBLIN, ALFRED (³2000): *Reise in Polen*. München.
- EBERHARDT, PIOTR (1998): *Polska ludność kresowa. Rodowód, liczebność, rozmieszczenie*. [Die polnische Grenzland-Bevölkerung. Abstammung, Anzahl, Verteilung]. Warszawa.
- GAŚSIOROWSKI, STEFAN (2001): *Chrześcijanie i Żydzi w Żółkwi w XVII i XVIII wieku*. [Christen und Juden in Zolkiew im 17. und 18. Jahrhundert]. Kraków.
- ІВАНОВ, Олександр [Ivanov, Aleksander] (2004): *Жовква. Державний історико-архітектурний запобіжник*. [Zolkiew. Die staatliche historisch-architektonische Schutzzone]. Львів.
- JAŚTAL, KATARZYNA (1998): *Erzählte Zeiträume. Kindheitserinnerungen aus den Randgebieten der Habsburgermonarchie von Manès Sperber, Elias Canetti, Gregor von Rezzori*. Kraków.
- KASZYŃSKI, STEFAN H. (1999): *Summa vitae Austriacae. Szkice o literaturze austriackiej*. [Skizzen zur österreichischen Literatur]. Poznań.
- KŁAŃSKA, MARIA (1994): *Aus dem Shtetl in die Welt 1772-1938. Ostjüdische Autobiographien in deutscher Sprache*. Wien/Köln/Weimar.
- LANDMANN, SALCIA (1975): *Erzählte Bilderbogen aus Ostgalizien*. München.
- (1962 / 1979): *Jiddisch – Das Abenteuer einer Sprache*. München.
- (1979a): *Marxismus und Sauerkirschen. Streitbare Zeitbetrachtungen*. Wiesbaden/München.

Das polnisch-ukrainisch-jüdische Zolkiew der Salcia Landmann

- LIPIŃSKI, KRZYSZTOF (2000): *Salcia Landmanns jüdische Identität im Spiegel ihrer galizischen „Erinnerungen“*. In: HAHN, HANS HENNING / STÜBEN, JENS (eds.): *Jüdische Autoren Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert*. Frankfurt (M.) u. a., 313-334.
- SAUERLAND, KAROL (1996): *„Das ostjüdische Antlitz“ in den Augen von Gustav Landauer, Arnold Zweig, Alfred Döblin und Joseph Roth*. In: *Convivium*:107-132.
- SCHLAPP, MANFRED (2003): *Eintrag zu Salcia Landmann*. In: BAUTZ, TRAUGOTT (ed.): *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*. Band XXI. Nordhausen, Spalten 780-786.
- SOBIESKI, JAN (1962): *Listy do Marysieńki*. [Briefe an Marysieńka]. Bearbeitet von Leszek Kukulski. Warszawa.
- ŚLIZIŃSKI, JERZY (1979): *Jan III Sobieski w literaturze narodów Europy*. [Jan III. Sobieski in der Literatur der Nationen Europas]. Warszawa.
- WALLAS, ARMIN (1993): *Kindheit in Galizien. Das galizische Judentum im Spiegel der Autobiographien von Minna Lachs und Manès Sperber*. In: *Sprachkunst* 1:19-40.
- ZIELIŃSKI, ZYGMUNT (1997): *Galicja Salci Landmann*. [Das Galizien der Salcia Landmann]. In: *Akcent* 18, 1:135-137.